

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Meine Schreckensjahre in Russland : 1946-Dezember 1955
Autor: H., Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Schreckens in Russland



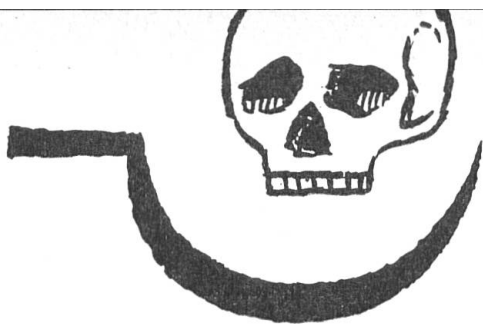
Die Berichte über sowjetrussische Greuel sind zahlreich. Wir veröffentlichen diese Erlebnisse eines Schweizers nur, weil sie Vorgänge beleuchten, die bei uns nicht, oder nur wenigen bekannt sind. Der Verfasser wirkte als Kaufmann in Wien. An einem Novemberabend des Jahres 1946 wurde er auf dem Heimweg aus dem Büro an einer belebten Hauptstraße des amerikanischen Sektors von einem Wiener Taxi angefahren. Einige Herren entstiegen dem Wagen. Jakob H. verspürte einen heftigen Schlag auf den Kopf und fand sich, als er das Bewußtsein zurückerlangte, in einer vergitterten Zelle mit blutverschmierten Wänden. Er wurde im Februar 1947 in Baden bei Wien zum Tode verurteilt.

F. H.

Nach meiner Verurteilung zum Tode wurde ich sofort nach dem ungarischen Ort Sopron, nahe der österreichischen Grenze, geschafft. Dort verbrachte ich mit 25 anderen Gefangenen einen Monat in einer der Todeszellen im Keller der alten Kaserne. Jeden Morgen hörte ich die Schreie jener, die zur Exekution weggeführt wurden. Man preßte ihnen zwar ein etwa handtellergroßes Stück Gummi ins Gesicht, um sie am Schreien zu hindern, was aber nicht immer gelang. Wir 150 Todeskandidaten warteten darauf, eines Morgens

auch abgeholt und im Baderaum des Kellers niedergeschossen zu werden. Viele unter uns waren angebliche Spione wie ich, vor allem viele Österreicher.

Im April 1947 wurde ich über verschiedene Zwischenstationen mit dem Flugzeug nach dem Moskauer Zentralgefängnis, der Lubjanka, gebracht. Schon eine Stunde nach meiner Ankunft um acht Uhr stand ich vor dem Untersuchungsrichter. Der Dolmetsch stellte ihn mir als Generalmajor Schwarzmann vor. Neben diesem stand Oberst Afanasinko, ein



jahre

(1946 — Dezember 1955)

VON JAKOB H.

breitschultriger, kraftstrotzender Mann mit einem kurzgeschnittenen Bärenschädel. Der Generalmajor eröffnete mir, daß ich zu 25 Jahren Zuchthaus begnadigt wurde. Im Anschluß daran begannen die Verhöre. Sie wurden in Intervallen von einigen Tagen während zweier Jahre fortgeführt.

Die einzelnen Sitzungen dauerten zwischen fünf und acht Stunden. Ich hatte, die Hände auf die Knie gelegt, aufrecht auf einem Stuhl zu sitzen und hundertmal die gleichen Fragen des Untersuchungsrichters zu beantworten. Sie betrafen immer meine Beschäftigung in Wien. Hin und wieder wurde überraschend ein Name eingeflochten und beobachtet, welche Wirkung dieser auf mich ausübe. Immer wieder wollte man mich zum Geständnis bringen, Leute getroffen zu haben, deren Existenz mir völlig unbekannt war.

In der ersten Zeit versuchte man mich wieder, wie in Wien, mit Schlägen der russischen Wachtsoldaten zu erweichen. Das gab man später auf. Selbst die Nervenkraft der Untersucher war oft zu Ende. In einem Verhör, bei

dem wieder Oberst Afanasinko dabei war, geriet dieser in eine solche Wut über die Erfolglosigkeit der Verhöre, daß er einen Stuhl ergriff und auf mich losschlug.

Im Jahre 1949 ging die Reise über 2000 Kilometer nach Werchne Uralsk. In meinem Gefängnis befanden sich dreißig Gefangene, meist Westeuropäer. Dort verbrachte ich die nächsten vier Jahre in Einzelhaft. Ich durfte keine Briefe schreiben, und erhielt auch keine Briefe. Niemand von meinen Angehörigen hatte eine Ahnung, wo ich mich befand.

Zwischendurch wurde ich für einige Wochen in die Lubjanka nach Moskau zurückgeführt. Dort legte mir wieder Generalmajor Schwarzmann ein Fotoalbum mit einigen Dutzend von allen Seiten aufgenommenen Köpfen vor. Natürlich erkannte ich niemanden. Als ich mich, wie immer nach den Verhören, weigerte, ein Protokoll zu unterschreiben, wurde ich unter Flüchen und Drohungen wieder in die Zelle geschafft. Einen Tag später gelangte ich nach langer Fahrt wieder in das Gefängnis nach Werchne Uralsk.

Ich verzichte darauf, über mein Leben in der Gefangenschaft dort und später in Ostsibirien zu schreiben. Es bestehen über das Schicksal der Gefangenen in Rußland so viele Tatsachenberichte, daß jeder, der wissen will, wie es dort zugeht, darüber im Bild sein kann. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe von Erlebnissen, die meinen Landsleuten Unbekanntes bieten werden.

Ein junger Wachtsoldat erzählt aus seinem Leben

Im Februar 1953 trat der Chef der politischen Abteilung des Gefangenelagers im Uralgebirge an einem frühen Vormittag in meine Einzelzelle. Er befahl mir, alles zusammenzupacken und mitzukommen. Das «alles» bedeutete eine dünne, mit Watte gefüllte Matratze, ein dreckiges Leintuch und eine zerfetzte Wolledecke. Darauf wurde ich von zwei Soldaten ins Büro geführt. Ich vernahm vom Chef, daß ich von Moskau verlangt werde. Ich hatte meine Häftlingskleider abzugeben, worauf mir für die Reise nach der Lubjanka die Kleider, die ich in Wien bei der Verhaftung getragen hatte, ausgehändigt wurden.

Auf einer 14tägigen Fahrt wurde ich in einem Stalin-pinsk über verschiedene Provinzgefängnisse nach Moskau gebracht. Ein Stalin-pinsk ist ein Eisenbahnwagen, der aus

einem einer Seite entlangführenden Gang und aus acht Zellen besteht. Jede Zelle ist mit einem Gitter versehen und kann außerdem mit einer Stahltüre gegen den Gang verschlossen werden.

Auf der letzten Etappe waren unseren Wagen zwei etwa 18jährige Wachtsoldaten zugeteilt. Alle zwei Stunden wurden diese abgelöst. Jedes Mal, bevor wir den Zug zur Weiterfahrt bestiegen, hatten wir dem Chef des Wacht detachements unsere Namen, die Nationalität und den Gesetzesparagraphen anzugeben, auf Grund dessen wir verurteilt worden waren. Die Wachtmannschaft stand in der Nähe und verfolgte den Vorgang mit Interesse.

Mitten in der zweiten Nacht, in der wir von zwei jungen Soldaten überwacht wurden, spürte ich, daß ich durch das Drahtgitter am Bein gezogen wurde. Ich schaute auf und sah einen dieser Soldaten vor mir. Er winkte mir zu, und ich kroch zum Gitter.

Er fragte: «Woher bist du?» «Aus der Schweiz», antwortete ich. «Welchen Paragraphen hast du?» «58/6» (Spionage). Darauf hörte ich einen schlimmen Fluch des Soldaten. Er fragte weiter: «Wie bist du nach Rußland gekommen?» Ich erzählte ihm, daß ich von den Russen verschleppt worden war. Ich konnte mich damals schon gut auf russisch verständigen, weil die Gefangenen die Möglichkeit besitzen, russische Wörterbücher und kommunistische Propagandaliteratur zu studieren.

Der Soldat setzte seine Fragen fort. «Wie weit ist es bis zur Schweiz?»

Ich rechnete es ihm in Kilometern aus.

«Was würdet ihr mit einem Russen tun, der schwarz über die Grenze hineinkäme?»

Ich versicherte dem jungen Mann, daß man ihm helfen würde.

«Wie könnte ich in die Schweiz gelangen? Oder was für einen Weg gibt es, um in andere westliche Länder zu kommen?»

Ich antwortete, daß es wohl am besten wäre, wenn er irgendwo an eine Grenzstation versetzt würde.

«Was verdient ein Arbeiter in der Schweiz? Wieviele Anzüge hat er?»

Meine Antwort war, daß bei uns ein Arbeiter soviel verdient, daß er recht leben kann und jeder sicher zwei oder drei Anzüge besitze.

«Das kann doch fast nicht sein», meinte der Russe. «Ich besitze doch nur die Uniform. Ich verdiene 50 Rubel monatlich. 30 davon wer-

den mir auf ein Sparbuch einbezahlt. 20 Rubel erhalte ich in bar. Aber davon habe ich das Schuhfett zu bezahlen, das 18 Rubel kostet. Es bleiben mir 2 Rubel, und die gebe ich für das Kino aus. Meine Eltern arbeiten beide auf der Kolchose. Sie verdienen zusammen 300 Rubel und 5 Kilogramm Mais und Schwarzmehl in natura. Ja, diese Kolchosen! In unserer Gegend sind alles windschiefe Hütten. Alles andere ist nur Propaganda. Meine Eltern kann ich nie besuchen, weil ich kein Geld dazu habe. Gibt es in der Schweiz viele Zeitungen und dürfen sie schreiben, was sie wollen?»

«Natürlich dürfen sie das, und es gibt davon sicher mehr als 300.» Ich weiß nicht, ob den Soldaten unsere Pressefreiheit oder die große Zahl der Zeitungen mehr beeindruckte.

«Sogar alle meine Briefe, die ich meinen Eltern schreibe, werden zensuriert. In den meisten Briefen, die ich von zu Hause erhalte, ist mit einem dicken Kopierstift verschiedenes zuge deckt. Ich und meine Kameraden glauben nicht, was in unseren Zeitungen steht. Es ist alles nur Propaganda.»

In den letzten Tagen wurde ich aus mir unbekannten Gründen in eine andere Zelle des Stalin-pinsk verbracht. In dieser befand ich mich allein. Jetzt konnte ich mich noch besser mit dem jungen Soldaten unterhalten. Er kam bei jeder Ablösung zu mir, und sein Kamerad stellte sich so auf, daß er mich auch verstehen konnte. Als er sah, daß ich keinen Tabak mehr besaß, gab er mir seine von der Truppe gefaßte Packung. Er bat mich aber sofort, den Umschlag zu vernichten, weil es ihm sonst schlecht ergehen würde. Er warnte mich vor den Soldaten mit den Parteiabzeichen, die die anderen Soldaten überwachen. Nach seiner Angabe gehörten etwa die Hälfte dazu. Von der anderen Hälfte werden sie gehaßt.

Während einer unserer Unterhaltungen fragte mich der junge Mann: «Wann wird Stalin sterben? Ich habe genug von dieser Bespitzelung und von dem Elend. Was würden wohl die Amerikaner machen, wenn sie unser Land erobern würden? Würden sie unsere Regierung strafen, würden sie ein anderes System bringen?»

Als ich dem Soldaten sagte, daß nach meiner Meinung ihre Führer noch für ihre Verbrechen bestraft würden und dann eine Zeit der Freiheit ausbräche, zeigte er sich sehr vergnügt.

Vor unserer Ablieferung in Moskau sah ich

den jungen Mann noch einmal. Er stand mit der Wachtmannschaft auf einem Glied. Plötzlich bemerkte ich, daß er mir heimlich verständnisvoll zublinzelte.

Wie ich Stalins Tod miterlebte

Von Februar bis März 1953 wurde ich im Moskauer

Zentralgefängnis der Lubjanka fast täglich verhört, entweder von morgens 10 Uhr bis 21 Uhr abends, oder nachts von 22 Uhr bis morgens um 6 Uhr.

Nach den ununterbrochenen Verhören war schließlich jeweils auch der Hauptuntersuchungsrichter Generalleutnant Schwarzmann am Ende seiner Kraft. Und so geschah es öfter, daß er vom Protokoll abschweifte. Er hatte mich ja schon früher zwei Jahre lang verhört, wobei das Ergebnis immer dasselbe geblieben war. Ich hatte mich schon oft gewundert, wann er sich denn ausruhte; denn bei den Verhören mußte ja nicht nur ich, sondern auch er anwesend sein.

Einmal erzählte er mir schon nach einer halben Stunde von den russischen Erfolgen im Sport. Schwarzmann war neben seinem Beruf Präsident des weltberühmten Moskauer Fußballklubs Dynamo. Aber besonders stolz war er auf die russischen Eisschnellläufer und Eisschnellläuferinnen, von denen eine schon mehrmals hintereinander Weltmeisterin geworden sei. Auch für die Skilangläufer und die Erfolge der Athleten konnte er sich erwärmen. Er verglich dann die Sportbewegung Rußlands mit der in den westlichen Demokratien. «Bei uns wird der Sport in das Volk hinausgetragen. Es ist eine Bewegung mit einer breiten Basis. Alle werden vom Staat in gleicher Weise gefördert. Bei euch gibt es ja nur einige Starsportler, und dem Mann aus dem Volk ist der Weg zum sportlichen Erfolg verwehrt.»

Andere Male gab sich Schwarzmann als großer Bewunderer Stalins und stellte Betrachtungen darüber an, wie in Rußland alle gleich lebten, während im Westen einige wenige Millionäre auf Kosten der ausgebeuteten Arbeiterklasse gemütlich lebten.

Am 3. März gegen zwei Uhr früh öffnete sich wieder einmal meine Zellentüre. Die beiden Wachtsoldaten waren wie immer auf ihren dicken Gummisohlen lautlos herangeschlichen. Im Untersuchungszimmer setzte ich mich auf den in einer Ecke stehenden Stuhl. Wie immer stand ein Wachtposten mit der Maschinen-

pistole drei Schritte neben mir. Sobald die Tritte des sich nähernden Untersuchungsrichters hörbar wurden, befahl mir der Soldat aufzustehen. Ich hatte darauf eine Art Achtungstellung anzunehmen.

Generalleutnant Schwarzmann trat herein. Sein Gesicht war fahl, seine Haare zerraut, seine Hände zitterten. Er befahl dem Posten, sich zu entfernen. Das war noch nie geschehen. Darauf wandte er sich auf deutsch an mich: «Wir machen heute nicht lange. Wir sehen uns zum letzten Male. Die Lage ist ernst. Mein Leben ist zu Ende.»

Mit unruhigen Schritten lief er wie ein gefangener Löwe im Zimmer auf und ab.

«Ich komme soeben aus einer Sitzung des Obersten Sowjets. Es hat sich Unerhörtes zgetragen. Außer Stalin waren Kaganowitsch, Malenkow, Bulganin, Chruschtschew, Beria, Suslow, Perwuchin, Mikojan und noch andere dabei. Kaganowitsch hat das Wort ergriffen und eine Rückkehr in der Innenpolitik zu den Lehren Lenins verlangt. Er beklagte sich über den Terror, mit dem Stalin das Land regiere. So gehe es einfach nicht mehr weiter. Er wurde dabei von Malenkow, Chruschtschew, Bulganin und Mikojan unterstützt. Stalin hat diese Anschuldigungen zornig abgelehnt. Als er spürte, daß er sich einer geschlossenen Opposition gegenüber befand, bekam er einen Wutanfall, schlug mit den Fäusten auf den Tisch und schrie: «Ich werde Euch alle von meinen Leuten verhaften lassen. Noch während Stalin schrie, zerriß Kaganowitsch seinen Partei-Ausweis, den er aus der Brusttasche gezogen hatte und schleuderte ihn Stalin über den Tisch ins Gesicht. Stalin sprang auf und griff nach der Klingel. Jetzt erhob sich auch Kaganowitsch. Er hatte seinen Stuhl mit beiden Händen in die Höhe gerissen und schmetterte diesen Stalin über den Kopf.» Stalin sei rücklings auf den Boden gefallen und ohnmächtig liegen geblieben, worauf er dann von einigen Hausdienern herausgetragen worden sei.

«Meine Tage sind gezählt», sagte Schwarzmann, «ich weiß, daß Sie hart sind, Sie haben in den Verhören bewiesen, daß Sie schweigen können. So behalten Sie auch für sich, was ich Ihnen jetzt erzählt habe.»

«Es wird viele Wechsel geben, Massenentlassungen und Massenverhaftungen werden in Kürze beginnen», fuhr Schwarzmann fort, und dann bot er mir zum erstenmal eine Zigarette an. Er nahm sie aus der großen schwarzen

Schachtel, die auf dem Tisch stand und die mir versprochen worden war, für den Fall, daß ich reden werde.

Wir rauchten beide schweigend. Schwarzmann hatte sich erschöpft auf einen Sessel fallen lassen. Nach einer Weile entließ er mich und ich wurde wieder in die Zelle hinunter geführt.

Bis zum 8. März ließ man mich in Ruhe. Durch das «Haustelefon» vernahm ich, daß auch andere bereits von diesen Vorfällen etwas wußten. Als Haustelefon diente uns das Röhrensystem der durch das ganze Haus gehenden Zentralheizungen. Der Trinkbecher wurde je nachdem als Hörer oder Sprechrohr verwendet. Als ich wieder zum Verhör hinaufgeführt wurde, fehlte Stalins Bild. Es kam ein anderer Untersuchungsrichter. Er fragte mich, wie es mir gehe. Ich antwortete: «So wie es einem im Gefängnis gehen kann.»

Ich spürte, daß eine ganz besondere Atmosphäre in der Luft lag und wagte deshalb zu fragen, was mit Stalin los sei.

Der Untersuchungsrichter fuhr zusammen, blickte mich scharf an und wollte wissen, woher ich etwas erfahren habe. Ich behauptete, ich hätte im Gang draußen die Wachen über Stalin reden hören. Der Oberst schieg einen Augenblick und sagte dann: «Stalin ist Volksfeind, und jetzt beginnt eine neue Untersuchung. Unser Sicherheitsminister ist nun Beria.»

Drei Tage später kamen zwei Offiziere in meine Zelle und befahlen mir, das Fenster zu schließen. Einige Minuten später ertönte ein vielfaches Kanonendonnern. Jetzt wußte ich, daß Stalin bestimmt gestorben war. Wochen später konnte ich nach meinem Rücktransport nach Werchne Uralsk in alten Moskauer Zeitungen das schwarz eingerahmte Porträt Stalins sehen mit dem Ärzte-Bulletin, das aus sagte, Stalin sei an einer Sitzung des Obersten Sowjets zusammengebrochen und an einer Gehirnblutung und Herzschwäche, trotz aller Bemühungen der berühmtesten Kreml-Spezialisten, gestorben.

Ich lerne Beria persönlich kennen

Nachdem ich vom neuen Untersuchungsrichter Weissmann ohne Erfolg ausgefragt worden war, gab mir dieser bekannt, daß ich am nächsten Tag vor den obersten Untersuchungsrichter gebracht werde. Aber auch dieser, der mir be-

reits bekannte Oberst Afanasinko, konnte aus mir nichts herausbringen, ganz einfach, weil ich nichts zu gestehen hatte. Afanasinko glotzte mich mit seinem roten, aufgedunsenen, brutalen Gesicht zuletzt nur noch haßerfüllt an, und gab es dann auf. Nun teilte mir Weissmann mit, daß mich morgen Beria persönlich empfangen werde.

Nachmittags um zwei Uhr holte man mich wie üblich in der Zelle ab. Ich wurde gebadet und rasiert. Oberst Weissmann schärfte mir noch persönlich ein, die volle Wahrheit zu sagen – dann werde es mir gut gehen. Zwei Soldaten führten mich in ein Vorzimmer und ließen mich allein. Plötzlich ging eine Türe auf, und ich wurde von einem Offizier in einen langen Saal mit roten dicken Teppichen und Vorhängen geführt, in dem etwa ein Dutzend Offiziere standen. Ich wurde in eine Ecke gestellt. Nach einigen Minuten trat ein älterer, kleiner, fester Herr mit Glatze und einem grauen Haar-kranz, gefolgt von hohen Offizieren und einer Sekretärin, durch eine andere Türe in den Saal. Auf einen Wink entfernten sich alle außer Afanasinko und einem Dolmetscher.

Nachdem meine Personalien wie schon Hunderte von Malen aufgenommen worden waren, begann der ältere Herr, von dem ich gleich angenommen hatte, daß es Beria sei, über den Dolmetsch einige Fragen an mich zu richten.

«Wo haben Sie gewohnt? Welchen Beruf haben Ihre Angehörigen in der Schweiz? Welche Sprache sprechen Sie? Verstehen Sie russisch?»

Nachdem ich die letzte Frage bejahend beantwortet hatte, richtete sich Beria direkt an mich. «Sie sind jung. Sie können in Ihrem Leben noch viel unternehmen. Erzählen Sie mir ganz offen, welche Pläne Sie haben. Sie können mir alles anvertrauen.»

Ich antwortete, daß ich als politischer Gefangener keine Pläne habe.

Beria gab zurück: «Sie sind nicht politischer Gefangener, sondern politischer Verbrecher. Doch ich muß Ihr Russisch loben, es ist beinahe perfekt. Kennen Sie unsere Leute in der Schweiz? Wir haben dort auch gute Männer.»

Als ich verneinte, sagte Beria: «Die Schweiz ist ein kapitalistischer Staat. In ihrer Regierung sind keine Bauern und Arbeiter. Die Schweizer Frauen haben kein Stimmrecht.»

Ich meinte darauf, daß wahrscheinlich gar nicht alle Frauen dieses wünschten.

«Das ist eben Kapitalismus», war Berias Antwort. «Im übrigen hat die Schweiz mit Hitlerdeutschland sympathisiert; wir wissen, daß viele Schweizer in der Waffen-SS waren. Das deutsche Konsulat in St. Gallen war eine getarnte SS-Werbestelle.»

Ich erklärte, davon nichts zu wissen.

«Wer war Ihr Divisionskommandant? Sie taten doch Dienst?»

Nachdem ich jede Auskunft verweigert hatte, nannte er mir meine Kommandanten mit dem richtigen Namen.

Nach einer Weile des Schweigens fuhr Beria fort: «Herr H., (das war zum erstenmal seit fünf Jahren, daß ich mit Herr angesprochen wurde), Sie wissen, daß ich Sicherheitsminister bin. Ich gebe Ihnen eine Chance. Wollen Sie mit unserer Aufklärung zusammenarbeiten? Sie werden besser leben als sie je gelebt haben. Sie werden bei uns einige Monate in einem Ausbildungszentrum, hier in Moskau, ausgebildet. Wenn Sie wollen, unterziehen wir Sie einer kosmetischen Operation. In der Schweiz werden wir Sie nicht einsetzen. Sie arbeiten irgendwo im Ausland.» Er streckte mir einen Ausweis entgegen. «Sie haben den Ausweis nur zu unterschreiben, und auf dem Tisch hier liegt ein Gutschein von 20 000 Rubel, der Ihnen im Ausland in der betreffenden Währung ausbezahlt wird.»

Beria zeigte mir darauf noch einen anderen Ausweis, der für einen gewissen Jack Pawelfsky hergestellt worden war, der vor einigen Monaten meine Zelle teilte.

Meine Antwort lautete: «Ich habe nie etwas mit Spionage zu tun gehabt und werde mich auch nie damit abgeben.»

Mit unbewegtem Gesicht gab mir darauf Beria 24 Stunden Bedenkzeit.

Bevor ich fortgeführt wurde, ließ mir Beria noch ein Päcklein guter russischer Zigaretten zustecken.

Vierundzwanzig Stunden später stand ich wieder vor Beria.

«Haben Sie sich Ihre einmalige Chance überlegt?» fragte er. Auf meine Weigerung hin wurde ich abgeführt.

Ich erfahre vom Tode Berias

Ende August 1953 befand ich mich wieder im Gefängnis in Werchne Uralsk. Dort wurde ich mit Schmunzeln empfangen. Man wußte offenbar, daß ich Beria vorgestellt worden war, und wollte wissen, was

jetzt weiter mit mir geschehen würde. Aber da ich das selbst nicht wußte, konnte ich keine Antwort geben.

Man fragte mich, ob ich, da ich offenbar in Moskau Protektion habe, von jetzt an für sie als Zellenspitzel arbeiten wolle. Als ich das ablehnte, wurde ich in den Karzer geschleppt mit der Bemerkung, daß man mich schon noch weich bringen werde. Ich erhielt nun nur noch 300 Gramm Brot täglich und jeden dritten Tag ein Gefäß mit einer heißen Brühe. Nach 20 Tagen mußte man mich auf einer Tragbahre aus dem Keller in meine Zelle bringen. Sie ließen mir darauf durch meine Nase einen Schlauch in den Magen hinunter, durch den ich mit einem dicken Brei ernährt wurde. Überdies erhielt ich zahlreiche Einspritzungen.

Im Oktober wurde ich aus meiner Zelle in das Büro gebracht. Der Chef der politischen Abteilung, ein Major, stellte mich einem anderen Offizier der politischen Abteilung vor. Ich hatte wieder einmal ein dickes Heft mit etwa 80 Fotografien von verhafteten Spionen auf Bekannte durchzusehen. Natürlich kannte ich niemanden.

Schon beim Eintreten in das Büro war mir aufgefallen, daß das Bild Stalins fehlte. Neu für mich war, daß bei dem Porträt von Beria die Glasscheibe zerschlagen und die Augen herausgerissen waren. Ich ahnte etwas und getraute mich zu fragen, ob es etwas Neues gäbe.

«Das weißt du noch nicht?» fragte der Major. «Wir haben einen ganz feinen neuen Volksfeind entdeckt, Beria. Er hat seit 20 Jahren für den englischen Geheimdienst gearbeitet.»

Wenige Tage später öffnete sich meine Zellentüre, und ein Unterleutnant verlas mit monotoner Stimme, daß die politischen Chefs des Gefangenenlagers Werchne Uralsk zum Tode verurteilt worden waren, der Gefängnisdirektor und der verantwortliche Arzt zu 25 Jahren Arbeitslager. Das Urteil sei bereits vollstreckt. Darauf wurde die Türe wieder geschlossen, und ich hörte, wie derselbe Unterleutnant die gleiche Meldung in den benachbarten Zellen bekanntgab. Das Verlesen solcher Urteile vor den Gefangenen hat wohl den Zweck, zu zeigen, wie demokratisch die sowjetischen Einrichtungen seien, da selbst hohe Beamte für ihre Vergehen büßen müßten.

Zwei Wochen darauf erhielt ich den Befehl, meine gestreiften Sträflingskleider abzugeben.

Man gab mir eine schwarze Hose und ein schwarzes Russenhemd mit einem Stehkragen. Wenig später erschien eine Ärztekommision aus Moskau. Man maß mir den Blutdruck, und auf Grund meines Allgemeinbefindens wurde meine Brotration von 450 auf 700 Gramm pro Tag erhöht. Ferner erhielt ich Glukose-Einspritzungen.

Schon im Laufe des Monats September hatte ich eine Karte mit den Angaben meiner Personalien ausfüllen müssen, die von der Verwaltung nach Moskau weitergeleitet wurde. Im November brachte man mir Tinte, Feder und eine Rot-Kreuz-Karte in die Zelle. Ich durfte mich nun zum erstenmal seit meiner Gefangennahme mit meinen Angehörigen in Verbindung setzen. Allerdings durfte ich nur schreiben, daß es mir gut gehe, und nur Dinge berühren, die meine engste Familie betrafen. Am 29. Dezember brachte mir ein Gefangenewärter das erste Paket von meinem Bruder in Zürich. Es hätte fünf Kilogramm betragen dürfen. Sicher war ein großer Teil des Inhaltes gestohlen worden. Die Zigaretten, die das Paket enthielt, waren alle in der Mitte durchgeschnitten. Aber wichtiger als das, was das Paket enthielt, war für mich etwas anderes. Der Verkehr mit meinen Angehörigen war wiederhergestellt; sie wußten nach Jahren endlich, daß ich noch lebte.

Noch im gleichen Monat erschien eine andere Kommission in meiner Zelle. Auf die Frage, wie lange ich schon in Einzelhaft sitze, antwortete ich der Wahrheit entsprechend «Sechs Jahre».

Die Kommissionsmitglieder wollten das nicht glauben. Der an der Türe stehende Wachtsoldat wurde geheiß, den verantwortlichen politischen Offizier herbeizurufen. Dieser erhielt den Befehl, mich noch am gleichen Tag in eine Gemeinschaftszelle überzuführen. Wirklich wanderte ich noch am selben Abend mit meiner dünnen Watte-Matratze hinter einem Wachtsoldaten durch unendlich lange Korridore. Als ich die Türe meines neuen Gefängnisses öffnete, sah ich mich einem Dutzend aschfahler Gesichter gegenüber, die um so fahler wirkten, als jedes einen wilden, langen Bart trug. Ich wurde als Neuankömmling stumm und mißtrauisch gemustert. Nachdem

das gegenseitige Mißtrauen gewichen war, erfuhr ich, daß die meisten dieser Gefangenen Wiener waren. Kurz darauf starben fast alle an einer Typhus-Epidemie.

Prominente Mitgefangene

Einige Monate nachdem es einem Teil der Gefangenen erlaubt worden war, durch das Rote Kreuz Pakete zu empfangen und kurze Briefe an ihre Angehörigen zu schreiben, erreichten uns diese Sendungen nicht mehr bloß mit unserem Namen, sondern auch mit der Ortsbezeichnung und der Zellennummer versehen. Den Grund dieser Änderung haben wir nie erfahren. Auch unseren russischen Vorgesetzten war diese Neuerung unheimlich; denn sie mußten befürchten, daß auf diese Art etwas über Gefängnisinsassen in den Westen durchsickern konnte, von denen die Russen stets abgestritten hatten, etwas zu wissen. Der bekannteste von diesen war der Schwede Wallenberg.

Ich hatte schon bei meinem Aufenthalt in der Lubjanka von Mitgefangenen vernommen, daß Wallenberg im gleichen Hause gefangen gehalten werde. Zum letztenmal hörte ich von ihm im Herbst 1954 durch den damals 78jährigen ehemaligen Emigranten und Schriftsteller Schulkin. Er erzählte mir, daß er und Wallenberg 1948 im gleichen Wagen von der Lubjanka nach Wladimir transportiert worden seien. Er sei dann im Jahre 1948 im Gefängnis von Wladimir an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen gestorben. Die offizielle Version des Kremls, wonach er schon 1947 in der Lubjanka eines natürlichen Todes gestorben sei, ist eine bewußte Irreführung.

In der Lubjanka traf ich ferner den britischen Oberleutnant Lauwrence. Er wurde zusammen mit seinem Freund Dr. Ruppert, Direktor der ungarischen Volksbank, 1945 von den Russen zu einem Bankett eingeladen und entführt. Ich sah die beiden zum letztenmal 1948. Ruppert ist durch Folterungen irrsinnig geworden. Er flüsterte nur noch ständig vor sich hin. Lauwrence hatte damals schon verschiedene Selbstmordversuche unternommen. Die Sowjets bestreiten die Entführung der beiden noch heute.

Den Kanadier Arthur Habar traf ich im gleichen Jahr in Wladimir. Er saß in Zelle 33. Von einer kanadischen Industriefirma war er nach Charkow gesandt worden, um eine entsprechende russische Industrie mit aufbauen

Foto: Peter Zangger
Spiegelwäsche

DENKSPORT AUFGABE.T.1

Angenommen, sechs Soldaten rauchen sechs Cigaretten in sechs Sekunden, brauchen dann sechshundertundsechs Soldaten sechshundertundsechs Sekunden um sechshundertundsechs Cigaretten zu rauchen?

Frage: Ja oder nein, die Antwort hat in sechs Sekunden zu erfolgen?!

Auflösung auf Seite 103

zu helfen. Er befreundete sich dort mit einer russischen Medizinstudentin. Diese gehörte der Gegenabwehr an und mußte ihn überwachen. Auch von Habar wollen die Sowjets nichts wissen.

Zwei andere Gefangene, von denen die Sowjets immer abgestritten haben, daß sie sich in ihrer Hand befinden, sind der amerikanische Sergeant Coomey und der Soldat Finegish. Die Namen kann ich nur phonetisch festhalten, denn ich habe sie bloß gehört, nie geschrieben gesehen. Die beiden wurden in der Tschechoslowakei schon 1945 verhaftet. Beide durften nie schreiben, erhielten keine Pakete und wurden darum von der Zeit an, wo wir solche empfangen durften, von uns getrennt. Dies war im Februar 1954.

Im Laufe der Jahre lernte ich unter den Gefangenen 22 ehemalige Generäle der Wehrmacht kennen. Da war einmal Generalfeldmarschall Schörner. Mit ihm befand ich mich Ende 1954 zusammen in einer Zelle. Er zeichnete sich durch Arroganz allen Mitgefangenen gegenüber aus. Er fraß seine Tagesration Brot in einem Male auf und verlangte dann von uns anderen, daß wir ihm von unserem Teil etwas abtreten sollten. Er betätigte sich als Zellen-spitzel. Als er deshalb von uns geschnitten wurde, bat er die Russen um Versetzung in eine Einzelzelle.

Ganz anders verhielt sich Generalfeldmarschall von Kleist. Der über Siebzigjährige war allen ein freundlicher und hilfsbereiter Kamerad. Als ich einmal eine starke Angina hatte, wachte er einige Nächte an meinem Eisenbett. Im Sommer 1955 wollte er sich eines Morgens wie üblich erheben. Da brach er plötzlich zusammen und war tot. Wir alle trauerten um diesen lieben, vorbildlichen Menschen.

General Go Jäo Lin war nationalchinesischer Kommandant der mandschurischen Front. Er ist heute etwa 48jährig. Wir spielten oft Schach miteinander. Von seiner Familie durfte er nie Briefe erhalten. Er bat mich, der evangelischen Kirche München und dem Internationalen Roten Kreuz in Genf für die Pakete zu danken, die er durch ihre Organisation empfangen durfte. Dieser chinesische General kannte die Schweizer Geschichte fast so gut wie ich.

Im Swerdlovsker Gefängnis traf ich im Jahre 1954 den Russen Saburenko. Er hatte in einem der nordsibirischen Gefangenenerlager bei Narilsk gelebt, wo 120 000 Sträflinge im Juni 1953 einen Arbeitsstreik durchführten. Es war den Sträflingen überraschend gelungen, die Wachen zu entwaffnen und die Verwaltungsgebäude zu besetzen. Die Einwohner der umliegenden Ortschaften, viele davon auch ehemalige Häftlinge, verbündeten sich mit ihnen. Das Lager wurde von sowjetischen Flugzeugen, die zur Verstärkung herbeigezogen worden waren, bombardiert. Die Gefangenen verschanzten sich gegen die Infanterie- und Panzereinheiten, die herbeigeeilt waren, hinter den Bergen der aufgeschichteten Leiber ihrer gefallenen Kameraden.

Das Lager wurde einige Tage durch die Insassen kontrolliert. Es erschien eine Delegation aus Moskau zu «Verhandlungen», aber ihr einziger Zweck bestand darin, die Gefangenenvvertreter hinzuhalten, bis genügend Truppenverstärkungen angekommen waren. Schließlich fand der Aufstand in diesem Lager wie auch in benachbarten Lagern ein blutiges Ende. Tausende fielen im Verzweiflungskampfe. Saburenko wurde zuerst halbtot geschlagen und dann zu einer lebenslänglichen Zusatzstrafe verurteilt. Eines seiner Beine war nach der Mißhandlung nicht mehr richtig zusammengewachsen, so daß es viel kürzer blieb. Er verbringt nun als «Katorschani» mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt den Rest seines Lebens.

Die Sympathie der Bevölkerung mit den Gefangenen

Wenn wir Häftlinge nach einem Bahntransport in Viererkolonnen zum Gefängnis marschieren mußten, wurden wir von der bewaffneten Wachmannschaft in die Mitte genommen. Es kam immer wieder vor, daß sich entlang der Straße die Bevölkerung ansammelte, die Soldaten mit Schimpfwörtern überschüttete und uns Stücke ihres schwarzen Brotes zuwarfen. Häufig mußten unsere Begleitmannschaften mit dem Gewehrkolben auf die Leute losschlagen, welche der Kolonne den Weg durch die Straßen zu verwehren suchten. Auf unserem Marsch vom Bahnhof zu einem drei Kilometer entfernten Sammelpunkt bei Swerdlowsk mußten wir, wenn die Marschkolonnen nicht mehr weiterkam, alle auf den Boden knien und den Kopf hinunterhalten. Einige Hunde waren darauf dressiert, jene anzufallen, die es trotzdem wagten, ihre Köpfe zu erheben und das zu beobachten, was rings herum geschah.

Unter den Menschen, welche uns ihre Sympathie kundgaben, bemerkte ich manchen Polizisten der sowjetischen Zivilpolizei. Ich wußte damals noch nicht, welcher himmelweiter Unterschied in Rußland zwischen der gewöhnlichen Polizei und der politischen Polizei besteht.

Auch unter unserer Wachmannschaft fanden sich immer wieder solche, die sich zu uns freundlich verhielten. Diese gehörten ausnahmslos nicht der Partei an und versahen für irgendein kleines Vergehen eine Art von Strafdienst.

Die Pakete von unseren Angehörigen, die übrigens von den Bonzen in den politischen Büros, bevor wir sie erhielten, ausgeraubt worden waren, versetzten die Wachmannschaft in Staunen. Sie hatten noch nie so etwas wie Schokolade gesehen, oder Konserven von gleicher Qualität. Man wollte es mir einfach nicht glauben, daß meine Familie nicht reich sei, sondern einfache kaufmännische Berufe ausübte. Als Entgelt für die kleinen Gaben, die wir an die Leute austeilten, trugen sie uns Botschaften zu Kameraden in anderen Zellen oder verriet uns, wer der Zellenspitzel sei. Aber wehe, wenn man bei ihnen eine Büchse mit Ölsardinen oder ausländischen Tabak entdeckte! Sie wurden dafür zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt.

Ich lerne ukrainische Widerstandskämpfer kennen

Baran war einer der Provinzführer der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung. Selbst auf dem Spaziergang im Gefängnishof trug er Handschellen. Er war stämmig gebaut, etwa 35 Jahre alt und wurde bei der großen Offensive der Roten Armee gegen die Widerstandszentren im Jahre 1953 mit seinem ganzen Stab gefangen genommen. Er hatte mit seiner Abteilung und mit einigen Nachbarabteilungen vier Jahre in den Wäldern und Sümpfen von Spenden gelebt, die ihnen die Bauern der Gegend zukommen ließen. Diese Widerstandsgruppe beherrschte ein Gebiet, das halb so groß wie die Schweiz ist. Sie sprengten in ihrem Abschnitt die Eisenbahngleise und überfielen Züge mit Waffen, Munition und Lebensmitteln für die sowjetischen Truppen in den Satellitenstaaten. Ein Netz von Verbindungen verband sie mit den Städten am Schwarzen Meer und an der Ostsee. Patrouillen der Roten Armee wagten sich nur in Kampfstärke in diese Gegend.

Baran war zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt worden.

Ein anderer Widerstandskämpfer, den ich kennenlernte, hieß Sokolowski. Er war Kunstmaler und hatte während des Krieges als Oberleutnant im sowjetischen Nachrichtendienst gedient. Dann war er als Mitglied eines geheimen Diskussionsklubs im Jahre 1952 verhaftet worden. Seine Frau und er wurden zu je 25 Jahren Gefängnis verurteilt. In diesem Klub verkehrten die Studenten seiner Stadt. Unter dem Parkettboden im Klub war ein Radio versteckt, mit dem sie die westlichen Sender abhorchten.

Wassilewski hatte in Tschernowitz, einer großen Stadt in der Süd-Ukraine, studiert und als Verbindungsmann der Widerstandsgruppe seiner Hochschule mit den Banden in den nahegelegenen Wäldern gewirkt. Über ihn waren zum Teil die Verbindungen in einige größere Städte osteuropäischer Satellitenstaaten gegangen, wo er vor seiner Verhaftung mit Gesinnungsgenossen zusammengetroffen war.

Ich könnte noch von einer ganzen Reihe von Widerstandskämpfern erzählen, mit denen ich im Gefängnis persönlich zusammengekommen bin. Einen der letzten traf ich im Frühling 1955. Er war durch einen Irrtum in das Repatriierungslager eingeliefert worden. Er hatte

Medizin studiert und war dann ins Maquis gegangen. Seine Gruppe traf sich mit anderen zu Unterredungen in einem Bauernhof in der Südukraine. Sie wurde verraten. Bei einer Zusammenkunft wurde das Haus umstellt. Einige der Widerstandskämpfer fielen beim Fluchtversuch, die meisten, wie auch M., wurden gefangen genommen. M. versuchte schon einige Tage nachdem er bei uns eingeliefert worden war, zu fliehen. Aber er kam nur bis in das nächste Dorf; denn man war inzwischen darauf gekommen, daß er in das falsche Lager geschickt worden war. Bei der Wiederverhaftung entstand eine mehrstündige Schlägerei, weil sich ein Teil der Dorfbevölkerung auf die Seite des Widerstandskämpfers stellte.

Nach den Erzählungen der Widerstandskämpfer besteht deren Bewaffnung fast nur aus Maschinenpistolen und Handgranaten. Was sie sonst noch besitzen, erbeuteten sie in Kämpfen mit der Roten Armee oder aus Bahntransporten.

Im Repatriierungslager

Die letzten zweieinhalb Monate verbrachte ich im Repatriierungslager Bikowa bei Moskau. Wir waren unserer 60 bis 80 Männer in der ehemaligen Villa des Generalfeldmarschalls Paulus einquartiert. Das zweistöckige Holzhaus steht mitten in einem Nadelwäldchen, das von einem Stacheldraht und einer drei Meter hohen Bretterwand umgeben ist. Auf der Wand waren starke Lampen montiert, damit die zwischen Drahtverhau und Wand patrouillierenden Posten auch nachts alles übersehen konnten. Einige Tage nach meiner Einlieferung in dieses Haus wurde mir vom Lagerleiter diktiert, nach Hause zu schreiben: «Ich lebe als freier Bürger in einer Villa bei Moskau...» Zweimal wöchentlich hielt uns ein politischer Offizier einen einstündigen Vortrag über Kommunismus. Am Ende des Vortrages forderte er uns zur Diskussion auf. Diese wurde aber nie benützt, weil wir kaum annehmen konnten, daß sogar der Vortragende selbst das, was er behauptete, glaubte.

Ein Deutscher, der sich den Spaß machte, den politischen Offizier auf den Unsinn seiner Behauptungen aufmerksam zu machen, konnte dann leider nicht mit uns heimfahren.

Von zwei Lagerinsassen war bekannt, daß sie Spitzeldienste leisteten. Diese wurden eines Tages von uns verprügelt und wir mußten vor

der Lagerleitung erscheinen. Man legte uns Handschellen an. Nach einem mehrstündigen Verhör wurden wir aber mit der Warnung entlassen, uns ruhig zu verhalten, wenn wir nicht nochmals zehn Jahre bleiben wollten.

Im Aufenthaltsraum des Hauses war ein Fernsehapparat aufgestellt. Als große Überraschung für mich wurde auch ein Eishockeymatch Rußland - Schweiz übertragen. Ich bedauerte nur, daß die Schweizer 11:0 verloren haben.

Eine etwa 70jährige Bauernfrau brachte uns täglich die Milch ins Lager. Sie erzählte mir, daß sie eine Kuh besitze. Für den Liter Milch erhalte sie 3.60 Rubel. Von dem, was ihr von der Milch verblieb und von dem Schwarzbrot, das sie aus dem Erlös kaufe und von ein wenig Gemüse sollte sie leben. Da das aber nicht möglich sei, sei sie gezwungen, nachts auf den Feldern Kartoffeln und Rüben zu stehlen. Das sei nicht nur für sie, sondern für viele andere die einzige Möglichkeit, sich am Leben zu erhalten.

Mit einigen Leuten unserer Bewachungsmannschaft verstanden wir uns gut. Als Entgelt dafür, daß wir ihnen einzelne Kleidungsstücke, wattierte Hosen und Jacken, mit denen wir hier als Ausreisende ausgestattet worden waren, zum Verkauf überließen und ihnen die Hälfte des Erlöses schenkten, ermöglichten sie es uns gelegentlich, am Abend ungeschoren das Lager zu verlassen. Auf diese Weise gelang es mir, einige Male einen Abend in einer Kneipe zu verbringen. Das gestattete mir Einblick in das tägliche Leben des durchschnittlichen Sowjetrussen.

Die Wirtsstuben, die ich besuchte, waren Räume von etwa drei auf vier Metern, mit durchschnittlich drei Tischen. Daran saßen zusammengedrängt Arbeiter und Bauern, in schäbigen, meist zerrissenen Anzügen. Obschon sie wohl wußten, woher ich kam, betrachteten sie mich nicht als Feind, sondern als Mitleidensgenosse. Sie luden mich freundlich ein, mich zu ihnen zu setzen. Zuerst war es mir aufgefallen, daß sie mir sofort einen schweren Mantel über die Schultern legten und mir eine Mütze aufsetzten. Der Sinn dieser Verkleidung war mir aber nach kurzem klar, als eine Patrouille der geheimen Staatssicherheitspolizei unter der Türe erschien und im Raum nach verdächtigen Individuen Ausschau hielt. Als die Patrouille wieder verschwunden war, merkte ich erst, daß die Mütze, die ich auf-

gesetzt bekommen hatte, einem Polizisten, der unter uns saß, gehörte. Dieser Polizist erzählte mir, daß auch die Dorfpolizisten auf den Feldern der Kolchosen stehen müßten, um zu leben.

Begegnung mit polnischen Fliegern

Am 20. Dezember 1955 verließ ich Moskau mit dem Moskau-Berlin-Express, der uns über Minsk-Warschau nach Berlin führte. Vor der Abfahrt mußte ich nochmals vor Oberst Leonow antreten. Er ermunterte mich, keine Haßgefühle gegen Rußland mit nach Hause zu bringen. Ich sei schließlich das Opfer der Beria-Bande gewesen.

Außer uns Rückkehrern befanden sich nur noch wenige Reisende in diesem Zug. Das größte Kontingent bestand aus zwei Dutzend polnischen Fliegeroffizieren, die soeben aus einem einjährigen Trainingsaufenthalt aus Rußland in ihre Heimat zurückkehrten. Natürlich erkannten sie sofort, wen sie vor sich hatten und bestürmten uns mit Fragen über in Rußlands Gefängnissen verschollene Kameraden. Sie ergingen sich in stundenlangen, haßerfüllten Kritiken über das kommunistische Rußland. Ich kann mir heute noch nicht erklären, wie das möglich war, denn in ihrer Begleitung befanden sich zwei politische Kommissäre.

Auf der Fahrt hatten wir ein Essen im Speisewagen zugute. Mit den russischen Begleitoffizieren zusammen bestellte ich Gänsebraten. Leider konnte ich nur ein kleines Stück essen. Dann wurde es mir schlecht. Ich war es nicht mehr gewohnt, auch nur die geringste Fettmenge zu verdauen.

Dann fuhren wir durch die weiten Sumpf- und Waldgebiete zwischen Rußland und Polen. Dabei fiel mir auf, daß der Zug über lange Strecken das Tempo drosselte und fast nur noch im Schritt fuhr. Leuchtrakete um Leuchtrakete stieg zum Himmel auf. Die Zugsbesatzung wurde nervös. In allen Gängen wimmelte es plötzlich von schwer bewaffneten Soldaten, die Hunde mit sich führten, und wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke: «Die Banderas!» Aber wir kamen heil durch. So sympathisch mir die Widerstandskämpfer waren und sind, so wäre mir eine Störung durch sie in diesem Augenblick doch alles andere als erwünscht gewesen. Vielleicht hätten sie meine Rückkehr in die Schweiz verunmöglicht.

ZWEI in EINEM

Diese kinderleicht zu lösenden Vexierbilder stammen aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts.

